

Gesundheit und Schönheit.

Von San.-Rat Dr. Kuhn.

Das ist eine Gesundheit ohne Schönheit, die nicht nur zu bezweifeln; begeben uns doch nicht so selten Menschen von gesundem Aussehen, zumal Typen der Landbevölkerung, die ausgesprochen häßlich sind. Aber eine Schönheit ohne Gesundheit ist nicht oder doch nur in sehr bedingtem Maße möglich, und wenn sie vorhanden ist, so trägt sie immer einen mehr oder weniger pathologischen Charakter an sich. Wir haben oft genug Damen gesehen, die an Blutmangel, an Anämie, an Nervenkrankheit litten und doch in gewissem Sinne noch als schön galten, wenn auch der Blick des Sachkenners wohl den Wurm unter der äußerlich noch schönen Hülle wahrnahm. Wir haben oft ätherische, engelgleiche, halb verklärte Pulverinnen gesehen, die schon theilweise der Erde entrückt schienen und doch, zumal für das Auge des Künstler, noch schön waren. Eicher aber ist diese schon mit physischen Veränderungen des Rückgrats, der Zerkörperung vermischte Schönheit, die wenn sie noch nicht der großen Menge als krankhaft erscheint, so sogar durch die Umgebung künstlich in die Kategorie der Schönheit ist. Die Schönheit ist die Gesundheit, und die erstere hat ohne die letztere keine Existenzmöglichkeit.

Was ist Schönheit? So möchte man fragen. Es ist die vollendete Harmonie der äußeren Erscheinung mit den inneren Eigenschaften der Psyche. Eine lediglich körperliche Schönheit würde, ohne den belebenden Ausdruck des Geistes und Gemüths, bald erkalten. Sie ist eben, trotz ihrer Formvollendung, „ausdruckslos“. Ja, der Geist kann einem weniger schönen Antlitz einen wesentlich höheren Grad von Schönheit verleihen, es beleben und selbst wenn die Schönheit nicht eine vollkommene ist, es doch so anziehend und interessant machen, daß mancher es schon nennen würde. Es gibt ja überhaupt keine absolute Schönheit, sondern immer nur eine relative. Erst nach unserer subjektiven Auffassung, unserem individuellen Empfinden (sichon erscheint, ist es für uns; jeder hat nach seinem persönlichen Schönheitsbegriff, nach seiner eigenen ästhetisch-triftigen Urtheilskraft dafür einen anderen Maßstab, und jede Zeit hat, wie wir aus den Meisterwerken der Malerei und Skulptur früherer Perioden der Kunst sehen, andere Ideale der Schönheit. Was in der romanischen oder gotischen Epoche als der Typus einer schönen Frau galt, erschien der Renaissance nicht mehr schön; das Rokoko hatte andere Begriffe von Schönheit als das Cinquecento, und unsere Vorwelt wechelt die Schönheit bedarf sich nicht mehr mit der Empirie oder des Directioes oder gar der Biometerie. Kurz, das Schönheitsideal ist kein für alle Zeiten, alle Kulturen oder Naturvölker fester Begriff; es schwankt und verändert sich, wie auch Geschmack und Mode wechseln.

Die Schönheit ist ein Vorrecht der Frau. Nicht daß dem Manne das Recht, schön zu sein, abzuzprechen wäre. Ja, es gibt auch Ideale männlicher Schönheit, die durch Formhaft, Kraft, Energie, durch Bewegung und Sprache selbst den strengen Anforderungen eines Künstlers genügen würden. Aber die Schönheit ist eine nur untergeordnete Eigenschaft des Mannes, allenfalls eine angenehme Zugabe. Geist, Charakter, Intelligenz, Energie, Thätigkeit verlangt man von ihm in erster Linie. Ja, die Bezeichnung „ein schöner Mann“ entbehrt selbst nicht eines häßlichen, unangenehmen Beigeschmacks, bisweilen sogar einer farnischen Härte. Man wird dabei an Eitelkeit, an Selbstgefälligkeit erinnert, und oft nennt man einen solchen Mann „weiblich“.

„Weiblich“ hat aber einen verächtlichen Charakter. „Weiblich“ ist im Gegensatz hierzu eine vollberechtigte Eigenschaft der Frau und „weibliche Schönheit“ deshalb eine selbstverständliche Forderung, eine rühmensehrwürdige Eigenschaft, eine Zier und ein Schmuck des Weibes, mag es sich nun um ein junges Mädchen, eine Jungfrau, Frau oder Matrone handeln. Schönheit ist ein Vorrecht des weiblichen Geschlechts, eine Eigenschaft, die der Anbeter einen besonderen Reiz und Zauber verleiht, ihr Aller Herzen gewinnt, ihr Lächeln und ihr Lächeln offen und die Kunst der Anbeter, sie in Farben und Formen wiederzugeben, zu verherlichen.

Rein Wunder, daß es von jeher als ein Glück und als ein erstrebenswertes Ziel galt, schön zu sein. Zunächst ist die Schönheit freilich angeboren und nicht leicht ererblich. Aber diese Schönheit des Kindes entwickelt sich nicht gleichmäßig weiter; oft verliert sie sich mit den Jahren, und es gibt manche Frauen, die als Kinder schön waren, ohne daß sie es noch sind. Immerhin bleibt ein gewisser Fond von Schönheit vielen Menschen eigen, und es handelt sich nun darum, diesen Fond zu erhalten, zu pflegen, ihn zu sichern. Denn darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben, daß es unmöglich ist, schon zu werden, wenn es an allen Bedingungen hierzu fehlt. Erreichbar ist, sich seine Schönheit zu erhalten und sie womöglich zu steigern.

Wie aber kann die Frau dies thun? Hierzu führen zwei Wege. Erstens: sie bedarf sich ihrer Gesundheit zu vergewissern, und zweitens: sie verleiht alles, was sie entstellen könnte. Wer sich gesund erhält, bleibt schön, behält, was ihm von der Natur an Schönheit verliehen wurde, und vermehrt diesen kostbaren Besitz. Alles weicht uns darauf hin, daß das einzige Mittel, um dies zu erreichen, eine naturgemäße Lebensweise ist.

Der alte Musikant.

Von Wilhelm Holzner.

Den Alten hatte er schon zum Tanz aufgeführt — und jetzt spielte er auch den Jungen, den Enten, mit dem Frohmuth und fast mit dem Feuer der Jugend. Und wo der alte Jacob Zeit spielte, da ging's immer noch am lustigsten her, da war am besten tanzen. Denn auch der rechte Genuß, der den Alten immer eine liebe Freude, den Jungen eine reine Erinnerung blieb, weil in allem das rechte Maß war. Denn dafür sorgte schon der Reizjacob, und er genoss auch das Ansehen dazu. Er hielt auf Ordnung. Wenn er vom Orchester herunterstieg, sein schwarzbraun Sammetkäppchen auf dem langen grauen Haar und die große Stahlschleife auf der starken Abnase, dann machte ihm jeder Platz, wie's nur dem Pfarrer gefiel, aber dem alten pensionirten Schullehrer Andreas Kraft, der schon der Eltern Lehrer gewesen war. Jacob Zeit ging dann zu den Alten und machte seine Scherze mit ihnen — „Musikantenpöhl“ nannten sie's — und trant ihnen zu. Und er ging zu den Jungen, erzählte eine Schürre und ging gefällig und unaufdringlich eine Lehre dran, die ihr Verhalten betraf. Dann nahm er auch gern das angebotene Weinglas, wenn er fröhliche Gesichter und helle Augen sah, stieg mit den Burken an und mit den Mädchen und trant ihnen einen tröstlichen Schluck zu. Lustig sein, meinte er immer, „das sei das einzig Gute und Rechte — einem lustigen Burken und einem fröhlichen Mädchen, denen sie immer zu trauen — nur den Heilmitteln nicht und den Kopfsängern. Die könnten nie abwarten, bis der Tanz zu Ende sei, um sich dann fortzusetzen — die aber, eine rechte Lust am Tanzen hatten und sich dabei so aus ganzem Herzen freuen konnten, denen sollte man anderer Gedanke und arger Wunsch.“

Dabei ging sein Köpflin flint wie bei einem Stürzen, und wenn er so ein wenig einhüllte und mit den Lippen leise schmagte, sah er jeden und jede im Kreise herum an, lebenswürdig schaff, denn einmal meinte er, man müsse mit der Jugend über alles reden — und reden können, das sei das Beste und einzig Richtige — und dann meinte er, nur bei einer offenen Rede könne man wirklich in die Herzen sehen. Und er that's allemal.

Hiernach ging er beruhigt auf sein Orchester hinauf — denn er wußte, wie's bei der Jugend stand, und er konnte ihren Sinn. Er lächelte still vor sich hin, und beim nächsten Tanz sprang sein Bogen nur leichter und munterer über die Saiten. Dann sah die Alten auf, lachten und lispelten; die Jugend aber ward noch fröhlicher. Zeit's Spiel ging dann allen in's Gemüth. Die Alten aber sagten: „Hör mal wieder den Reizjacob! — Wie der wieder — da hört nur mal! — Wenn der Reizjacob mal nicht mehr gehen kann, dann stirbt er! Dann stirbt er — das Geigen ist sein Leben!“ Jacob Zeit aber wußte, wie jetzt sein Spiel wirkte — er bildete über die Weile weg hinunter und nicht da dort hin — und hüßte nur ihm ein Lauf oder ein Triller oder ein Doppelschlag aus den Fingern gesprungen, und dabei sprang sein Herz mit.

Ja, die Herz! — Das war das ganze Geheimnis von der Wirkung seines Spieles. Fröhlich lächelte er sich sein Herz behalten, so recht kindlich und jung. Daß es immer nach dem Seilern und Verleihen verlangen mußte, und immer das Heitere und Leichtere auch fand. So hatte er sich's behalten in allen Lebenslagen.

Seine schönsten Freuden aber, die drückte er in Tönen aus, in ein paar ganz einfachen Tönen — in einem Triller, einem Lauf, einem Doppelschlag, wenn sie ihm wie lustige Lacher in die Stühle hineinsprangen. Und vieles von dem, was er spielte, war ja nichtsdamit für sich, aber er sagte etwas damit. Das Unbedeutende ward bedeutend in seinem Empfinden, und für Alles hatte er die gleich innigste Verbindung und Liebe. Er liebte die Musik und lebte für sie, und vor jedem ihrer Töne hatte er eine so hohe Achtung, daß er jedem den gleichen Werth gab und die gleiche Sorgfalt angedeihen ließ.

Und so war's gekommen, daß er alt und grau geworden war, aber jedesmal kühnlicher wurde, wenn er seine Geige strich. Und das hatte sich ihm auch auf alles im Leben übertragen. Er sah die Welt mit den Augen seiner Jugend an, und nur selten kam sie ihm anders vor. Ebenso selten verriet er sich eine Veränderung tiefer. Er sah in allem Leben das Licht — und fielen Schatten in seine Seele, wußte er, wo er eine Zukunft finden konnte und sein Ziel. Dann geigte er eben so lange, bis es wieder hell ward in ihm. Für alles hatte er einen Trost in der Sprache der Töne, und von manchem guten Wort, das er zu sagen wußte, konnte man beinahe behaupten, daß es sich aus seiner Musik herausgeformt habe.

Beethoven.

Erzählung von A. G. Forstner.

Was ich noch ein kleiner Knirps war, kam einmal der Vater eines Abends in der ersten Stunde, vom Regen ganz durchnäßt, nach Hause. Er legte sich nicht hin, um Abendbrot zu essen, sondern blieb stumm und starr an der Fensterbrüstung stehen. Und mehr als eine Stunde sah er hinab auf die pfingstliche, stille Straße. Er sprach kein Wort, und die Mutter mochte ihn noch so küssen und streicheln und sich noch so an ihn schmiegen; es war nichts aus ihm herauszubringen; als ob er von Stein wäre. So schroff waren seine Züge noch nie, so zusammengekniffen hatte ich seine Lippen noch nie gesehen.

Erst spät, als es etwa ein Uhr vorüber war, und meine Mutter sich nicht mehr aufrecht erhalten konnte, da sprach er auf, und die Thränen rieselten ihm dabei über Wangen und Nase.

„Ich habe Beethoven gehört ... das F-dur-Quartett ... opus neunundfünfzig ... Man weiß gar nicht, was ein Zier man ist, bis man die Musik gehört hat ... Du bemühest Dich, alles Menschliche abzustreifen ... Du wirst in andere Sphären verlegt ... Aber er sagte nichts.“

Im Dorfe hatte sich die Nachricht bald verbreitet, daß der alte Reizjacob krank liege.

Der alte Reizjacob, war der pensionirte Lehrer, dem der Sturz des Lebens die Brust nicht hatte schwächen können. Er stand nun an den Adeln.

Sie sprachen über dies und das zusammen, auch über die anderen Zeiten. „Ich will Dir was sagen, Zeit“, sagte Kraft und strich über seinen schlohbetenen Bart, „wir Alten dürfen zur Ruhe gehen. Die Welt braucht uns nicht mehr. Die Welt braucht die Jugend und müthig sei, das wollen wir ihr wünschen, der Jugend und der Welt. Das ist so das Leben, und das ist so recht eigentlich seine Gesundheit.“

Ein fremde Sprache.

Ein fremde Sprache, weils fremd sozusagen — und sein Herz blieb kalt von ihr. Er konnte es nicht lieben — es war ihm kein Genuß. Drum verwarf er's in seinem Sinn. Und war er sich, trante einen ganz alten Marsch oder Walzer hervor, spielte sich den und lang und pfiff abwechselnd dazu — so ganz allein in seinem Stübchen, wohin Niemand durfte, wenn er spielte. Und dann schloß er den warmen Sonnenschein draußen so wohl — der Duft des Frieders quoll herein zu ihm aus seinem Garten — und die Welt war schön und voller Klarheit.

„Die können ja nichts mehr, diese Jungen“, sagte er oft zu sich, ganz heimlich, denn er war immer bescheiden gewesen und hatte wenig geurtheilt. „Gott, das ist doch noch Musik, mein alter Walzer da, den ich schon meiner Liebe gespielt, da wir noch ganz jung waren und nur heimlich zusammenkommen durften. Drum spielte ich ihn auch, als uns der Pfarrer zusammengehauen hatte — am Hochzeitstag — und ich war im siebenten Himmel. Ja, das ist doch noch Musik!“

Und er sah zum Fenster hinaus und zum Himmel auf, und innig bewegt spielte er in's Abendlicht: Goldne Abendsonne, wie bist du so schön. Und es löste sich ihm von der Seele wie ein tiefes, frommes Beten, ein festes Weibegemüth.

Jacob Zeit war nun schon fünfundsiebzig. Aber er spielte noch tapfer die erste Geige in seiner Gesellschaft und war immer dabei, wo sie nur hingetragen wurde.

Da dachte er aber doch ein paar Freunde, ihm eine Hilfe zu geben und eine jüngere Kraft zu engagieren. Es war ein ganz junger Mensch, kaum zwanzig, aber er wurde viel gelobt. Richard Bornmann hieß er, jedoch im ganzen Dorfe wurde er kurz der „Rides“ genannt. Unter diesem Namen kannte ihn jedes Kind.

Der „Rides“ hatte bei einem Theatergeiger in Mainz Stunden genommen, schon seit seinem zwölften oder vierzehnten Jahre, und er spielte großartig. Und wunderbare Sachen. Er wurde sicher auch mal in ein Theaterorchester kommen.

Der sollte nun den Jacob Zeit manchmal ablösen, daß er ruhen könnte. Zeit sträubte sich zwar anfangs — „Ihm gehe ich nicht leicht von der Hand“ — aber schließlich gab er sich doch drein. „Er hab's am Ende ja auch verdient.“

Ein noch verhöht dazu.

Ein noch verhöht dazu. Nein, seine Geige wollte er rein gar nicht mehr haben — und er hatte jetzt das Gefühl, sein Bogen müsse einen schmerzlichen Centner wiegen, wenn er ihn wieder in die Hand nähme.

Drum war jetzt so etwas in seine Seele gekommen, was er nie gekannt — etwas Jörniges und Hartes. Fast, als müßte er den neuen Geiger hassen. Er erstickte.

Aber die Anderen redeten's ihm aus. Traurig ging Zeit heim. Der Jüngere aber spielte immer feuriger und wählte nur die neuesten Sachen. Er spielte sich in alle Herzen ein.

„Dagegen kann der Reizjacob daheim bleiben“, hieß es da mal und dort mal.

Der gute Reizjacob konnte aber zu Hause keine Ruhe finden. Als er ein paar Stunden schlaflos im Bett gelegen hatte, stand er auf. Es zog ihn zu seiner Geige, zur Musik. Sollte sie ihm wirklich nichts mehr zu sagen haben, ihm nicht mehr gut sein können? Ihm untreu geworden sein, sich gewandelt haben?

Freilich immer lagen ihm diese Klänge des jungen Geigers im Ohr. Sie waren ja ganz anders. Und er spielte ganz anders. Ganz correct. Sauber und klar und breit die Melodie — ohne Triller und Laufe und Doppelschläge, — fast gar schien's ihm.

Und doch hatten sie so seltsam anders gewirkt. Rein, aber er mochte sie nicht. Er wehrte sich gegen sie, er war ihnen feindlich. Er wollte so etwas für's Gemüth haben, so leicht und süß. Und halb mit Zagen griff er zu seiner Geige.

und gerecht, daß ein Anderer auf seinen Platz trete.

und gerecht, daß ein Anderer auf seinen Platz trete, ein Jüngerer, mit frischem Bogen und neuem Können und anderen Tönen, die für die jungen Herzen waren. Und es war ihm auch, als dürfe er mit seinem alten Herzen recht warm an dem Alten hängen und es recht lieben. Aber darüber schalt er sich, daß er das Junge verachtet und von sich gelassen hatte.

Er verachtete das Junge und Neue nicht mehr.

Er stieg hinauf auf's Orchester, packte seine Geige ein und ging heim. „Er sei müd und abgespant, und er mühte jetzt Ruhe haben. Und nun habe er ja auch Ertrag.“

Der junge Geiger war ein bißchen betroffen. Es that ihm so leid. Denn ihm war, als habe er den Alten vertrieben.

Aber die Anderen redeten's ihm aus. Traurig ging Zeit heim. Der Jüngere aber spielte immer feuriger und wählte nur die neuesten Sachen. Er spielte sich in alle Herzen ein.

„Dagegen kann der Reizjacob daheim bleiben“, hieß es da mal und dort mal.

Der gute Reizjacob konnte aber zu Hause keine Ruhe finden. Als er ein paar Stunden schlaflos im Bett gelegen hatte, stand er auf. Es zog ihn zu seiner Geige, zur Musik. Sollte sie ihm wirklich nichts mehr zu sagen haben, ihm nicht mehr gut sein können? Ihm untreu geworden sein, sich gewandelt haben?

Auf seinem Antlitz lag ein Lächeln.

Auf seinem Antlitz lag ein Lächeln. Er hatte die Augenbrauen hochgezogen, — und die Ohren standen gespannt, als ob er lauschte.

Die Rechte hing zum Bette heraus. Es mochte fast aussehen, als ob sie nach einem ausgebreitet sei.

„Was ich noch ein kleiner Knirps war, kam einmal der Vater eines Abends in der ersten Stunde, vom Regen ganz durchnäßt, nach Hause. Er legte sich nicht hin, um Abendbrot zu essen, sondern blieb stumm und starr an der Fensterbrüstung stehen. Und mehr als eine Stunde sah er hinab auf die pfingstliche, stille Straße. Er sprach kein Wort, und die Mutter mochte ihn noch so küssen und streicheln und sich noch so an ihn schmiegen; es war nichts aus ihm herauszubringen; als ob er von Stein wäre. So schroff waren seine Züge noch nie, so zusammengekniffen hatte ich seine Lippen noch nie gesehen.“

Erst spät, als es etwa ein Uhr vorüber war, und meine Mutter sich nicht mehr aufrecht erhalten konnte, da sprach er auf, und die Thränen rieselten ihm dabei über Wangen und Nase.

„Ich habe Beethoven gehört ... das F-dur-Quartett ... opus neunundfünfzig ... Man weiß gar nicht, was ein Zier man ist, bis man die Musik gehört hat ... Du bemühest Dich, alles Menschliche abzustreifen ... Du wirst in andere Sphären verlegt ... Aber er sagte nichts.“

Im Dorfe hatte sich die Nachricht bald verbreitet, daß der alte Reizjacob krank liege.

Der alte Reizjacob, war der pensionirte Lehrer, dem der Sturz des Lebens die Brust nicht hatte schwächen können. Er stand nun an den Adeln.

Verpönte Trophäen.

Erzählung von A. G. Forstner.

Erzählung von A. G. Forstner.

Erzählung von A. G. Forstner.

Erzählung von A. G. Forstner.

Erzählung von A. G. Forstner.

Erzählung von A. G. Forstner.

Erzählung von A. G. Forstner.